

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 237 Bydgoszcz/Bromberg, 16. Oktober 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie gingen in das Haus. Ihre Schritte verhallten auf den Dielen.

Lange sah ihr James Coxton nach. Aber was in seinem Herzen vorging, soweit er eines hatte, das wußte er nur selber.

Endlich entschloß er sich heimzufahren zum „Amerikanischen Adler" in Middletown, der immer noch sein Hauptquartier war.

Langsam ging er über den dunklen Hof, dem Stall zu, in dessen Schatten sein graues Reiseauto parkte.

Er schritt durch die belebte Dunkelheit. Vieh schnaufte. Ketten klirrten. Irgendwo wieherte ein Pferd. Von ferne schrie ein Nachtvogel. Der Wind strich durch die Bäume. Er rüttelte an den lockeren Fenzbalken und stieß einen losen Ziegel polternd vom Dach. Aber inzwischen waren noch leise, winzige Geräusche — alarmierend für ein geübtes Ohr.

Die Sinne eines in der Natur aufgewachsenen Menschen, der die Gefahren des Westens kannte, hätten diese Geräusche vielleicht aufgefangen. Aber James Coxton war ein Stadtmensch, dessen natürliche Sinne abgestumpft waren.

Als er eben die Tür seines Autos öffnete um einzusteigen, spürte er plötzlich einen tötlichen Schreck.

Er hörte hinter sich das Atmen eines Menschen, der lautlos an ihn herangetreten war. Er wollte sich umdrehen.

Zu spät!

Ein harter Gegenstand bohrte sich an seinen Rücken heran. Ein Revolverlauf — —! Eine Flüsterstimme raunte in sein Ohr.

„Wenn Sie eine Bewegung machen, oder sich gar umdrehen, pump' ich Sie voll Blei, alter Knabe, verstanden!"

James Coxton war durchaus kein Feigling. Er vermochte seinen Mann zu stehen. Aber diese Lage war hoffnungslos. Er war ein toter Mann, ehe er sich noch wehren oder um Hilfe rufen konnte.

„Was wollen Sie?" raunte er zurück.

„Drei Schritte seitwärts treten. Da ist der Kühler. Jetzt stehen Sie gerade davor!" befahl die Stimme.

„Ja!" bestätigte Coxton. Der Druck des Revolverlaufes in seinem Rücken wich nicht.

„Gut!" hauchte der Unbekannte. Vergeblich suchte Coxton in dem Raunen den Klang einer bekannten Stimme zu erhaschen. „Legen Sie Uhr, Ringe, Schlipsnadel, Brieftasche auf die Kühlerhaube. Fix, Mann — sonst wird in Middletown inzwischen der Whisky alle."

Coxton bebte vor Wut. Ein gemeiner Raubüberfall also und das mußte ihm geschehen. Zum ersten Mal fluchte er dem vortrefflichen Peaser, daß er derartiges Gesindel für die Farm angeworben hatte.

Aber das half nun nichts. Der Druck des Revolverlaufes in seinem Rücken verstärkte sich.

„Schnell, schnell!" mahnte die Flüsterstimme.

Zähneknirschend legte James Coxton die verlangten Wertgegenstände auf die Kühlerhaube.

Da kam ein neues Kommando.

„Sie drehen sich jetzt langsam um, ich drehe mich mit, so, mein Bursche, — einen Schritt vor! Halt!"

Hinter James Coxtons Rücken erklang ein Geräusch, aus dem er unschwer schließen konnte, daß der unbekannte nächtliche Bandit jetzt die Habseligkeiten einsackte.

James Coxton hatte die größte Lust sich umzudrehen und blind auf den Räuber loszustürzen. Aber der Druck des Revolverlaufes mahnte noch immer warnend.

Wieder die Flüsterstimme.

„Keine Dummheiten machen. Genau aufpassen. Sie fangen jetzt an bis 150 zu zählen, ganz langsam. Das ist für einen Geschäftsmann immer eine gesunde Wiederholungsübung. Dann klettern Sie, ohne sich umzusehen, in Ihren Benzinkasten und machen sich ohne weiteres Wehgeschrei davon. Denken Sie daran, daß eine Kugel aus dem Dunkel einen Mann zum Leichnam machen kann. Und daß man mit einem Revolver ziemlich weit schießt."

Der Revolverlauf zog sich schnell zurück.

James Coxton wagte kaum zu atmen. Er lauschte auf das Geräusch der sich entfernenden Schritte. Es war plötzlich wie verschluckt.

Wenn James Coxton auch nicht gerade bis 150 zählte, so wartete er doch wenigstens die Zeit ab, die verlaufen konnte, indem man dies tat. Diese Burschen hier draußen schossen nämlich wirklich im Dunkeln sehr gut.

James Coxton hatte nicht die geringste Lust, gerade jetzt sein kostbares Leben zu riskieren, wegen ein paar Wertgegenstände, gerade jetzt, wo es um alles ging.

Es hatte ja auch keinen Zweck, Alarm zu schlagen. Auf der Farm gab es jetzt Dutzende von Männern, die zu dergleichen fähig waren. Und welch Gelächter würde es geben, wenn man erfuhr, daß der hochmächtige, in Vollmacht Evelyne ten Schaulens handelnde Mister James Coxton auf der Bruckfarm nächtlicherweisse seiner Wertsachen beraubt worden war.

Und was würde Evelyne wohl dazu sagen.

Nein, es ging nicht. Höchstens, daß man Riddle, dem kleinen drahtigen Middletowner Sheriff mal einen geeigneten Wink geben würde.

Die Zeit war um.

James Coxton stieg in den Wagen. Die Scheinwerferlampen warfen gehorsam ihre Lichtbalken in das Dunkel.

Langsam lenkte Coxton den Wagen vom Hof, dann aber brauste er mit der höchsten Geschwindigkeit gen Middletown.

Auf dem Platz, auf dem der Wagen gestanden hatte, wurde es plötzlich lebendig. Eine dunkle Gestalt trat aus dem Schatten des Stalles.

Ein belustigendes Kichern klang auf.

Dann war die Gestalt wieder verschwunden.

Tom Hawkins saß auf dem Zaun der Koppel, die sich im Hofgebiet der Bruckfarm befand. Wenn er sich ein wenig nach links umdrehte, konnte er das helle Wohnhaus sehen und auf der Veranda die Gestalten James Coxtons und Peasers die da eifrig arbeiteten.

Aber nach solch einem Anblick hatte der Vormann offenbar kein Verlangen. Er hatte den Hut in den Nacken geschoben. Seine Augen lachten, und auf seinem Gesicht war in dieser Minute nichts von dem unheimlichen Ernst, dem drohenden Geheimnis zu sehen, daß so manchen auf der Bruckfarm schon beunruhigt und erschreckt hatte.

Die Ursache dieser freundlichen Stimmung saß hoch zu Roß und zügelte es verhaltend drei Schritte vor dem Weidereiter.

„Ganz gut, Mädel. Wird schon werden!“ lobte er. „Etwas mehr Schenkeldruck, etwas mehr Haltung, und Sie werden eine Reiterin, wie sie nicht im Buche steht.“

Lossy Light lachte, während er ihr aus dem Sattel half.

„Ist das nun eigentlich eine Schmeichelei oder eine Gemeinheit, Mister Hawkins?“

Der Weidereiter schmunzelte und stellte sie auf die Füße.

„Wie man es nennen will, kleines Fräulein.“

Merkwürdigerweise protestierte Lossy Light nicht mehr gegen diese Bezeichnung. Schon längst nicht mehr. Sie hatte sich dem Ton, den Hawkins anschlug, erstaunlich schnell angepaßt.

Coxton war jetzt mehr auf der Bruckfarm als in Middletown und Lossy Light mußte ihren Chef dann immer hierher begleiten. Es war, als wolle er sie nie aus den Augen lassen. Dabei hatte er kaum noch Arbeit für sie. Im Gegenteil, Coxton schickte sie immer weg, wenn er mit Peaser zusammensaß. So hatte sie viel freie Zeit, und so war es auch gekommen, daß sie bei Tom Hawkins reiten lernte.

Die beiden schlenderten jetzt Seite an Seite über die Koppel.

„Sagen Sie mal, Miß Light, haben Sie eigentlich Vertrauen zu mir?“ fragte Hawkins.

Die sonst so selbstsichere und gar nicht mundfaule Sekretärin Coxtons sah ihn verwirrt an und schlug die Augen nieder. „Warum fragen Sie dies?“ hauchte sie und lächelte unsicher.

Sollte er etwa die Absicht haben, eine gewisse Frage zu stellen? Jetzt schon? Das hatte sie eigentlich nicht erwartet. Noch nicht!

Aber es kam doch anders.

„Ich möchte gern eine Probe davon haben, Miß Light“, sagte er ernst. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen und Sie etwas fragen, aber Sie dürfen nicht fragen und auch mit niemandem darüber reden. Sie haben doch verstanden, kleines Fräulein.“

Eindringlich mahnend, aber liebevoll war der Ton, in dem diese Worte gesprochen waren.

Wenn Lossy Lights sonst sehr gewitzter Verstand auch nicht ganz hinter den Zweck dieser Vorrede kam, ihr Herz verstand, daß in diesem Vertrauen des sonst so schweigsamen Weidereiters sehr viel lag.

„Sie können mir alles sagen, und ich werde immer zu Ihnen halten, Mister Hawkins.“

Ein kleines Lächeln stahl sich um seine Mundwinkel.

Er griff in die innere Tasche seiner Weste.

„Sehen Sie sich mal dieses Bild an.“

Er reichte ihr das Photo.

Es war das Bild vom Kapitänstisch des „Albatros“.

Lossy Light betrachtete es befremdend, dann sah sie ihn sprachlos an.

„Mein Gott, Mister Hawkins, da ist ja Mister Bruck und — ja, wie ist das möglich? — Kate Bowman! Wo haben Sie das nur her?“

Nun hatte sie doch gefragt. Aber Hawkins war viel zu sehr erfreut über ihren Ausspruch, als das er hätte böse sein können.

„Pfui, pfui!“ machte er freundlich. „Sie sollten doch nicht fragen, kleines Fräulein. Das Fragen ist eine Sache. Aber damit Sie beruhigt sind, ich fand das Ding da drüben am Stall. Sie kennen also die junge Dame hier auf dem Bild?“

Lossy Light mußte sich zusammennehmen, um vor Wißbegier nicht zu platzen. Aber sie dachte an ihr Versprechen.

„Miß Kate Bowman“, antwortete sie eifrig, „das ist doch die Nichte von Mister Coxton.“

Tom Hawkins fuhr auf.

„Also doch, ein Zusammenhang!“ preßte er hervor. „Bitte, weiter, Miß Light. Wer ist sie, wo ist sie, was ist mit ihr?“

Lossy kramte in ihrem ausgezeichneten Personengedächtnis.

„Ich habe sie bloß ein einziges Mal persönlich gesehen. Das war vor zwei Jahren, als sie in Havard, wo sie studierte, sehr schwer krank wurde. Da schickte mich Mister Coxton hin, um nach ihr zu sehen. Sie hatte haushohes Fieber, als ich sie aufsuchte, aber sie war tapfer. Sie ist überhaupt ein nettes, natürliches Ding — nicht so hochnäsig und stolz wie Miß ten Schaulen, die über ein Mädchen, das sein Brot verdienen muß, verächtlich hinwegsieht.“

Tom Hawkins sann nach.

„Wissen Sie noch mehr über diese Dame?“

Lossy Light zuckte die Achseln.

„Ihr Vater war Schiffskapitän. Er ist tot. Ihre Mutter auch. Mister Coxton ist nur ein angeheirateter Onkel.“

Tom Hawkins hatte wieder das Bild in die Hand genommen und betrachtete es sinnend.

Lossy Light krauste die Stirn. Ihr gefiel es auf einmal gar nicht, daß Tom Hawkins sich die Nichte Coxtons so eingehend betrachtete. Hatte er etwa Absichten auf das Mädel?

Der Weidereiter schien ihre Gedanken zu lesen. Wieder war das kleine Lächeln um seine Mundwinkel.

„Ich finde, sie sieht recht hübsch aus, diese Bowman, wissen Sie etwas Genaueres über ihr Alter?“

Lossy Light schüttelte trotzig den Kopf.

„Wahrhaftig nicht. Das hat mich noch nie interessiert. Ich hatte, außer damals in Havard, weiter nichts mit ihr zu tun. Mister Coxton schrieb ihr immer persönlich. Höchstens, daß ich ein Telegramm an sie aufgeben mußte. Wie erst kürzlich aus Middletown, bevor Mister Bruck abreiste.“

Hawkins blickte sie interessiert an.

„Und was stand in dem Telegramm?“

Die sommersprossige Sekretärin verzog schnippisch den Mund.

„Daß sie verrückt sei.“ „Dieses exzentrische Mädel“ — die Exzentrizität von Lossy Light besonders betont, „ist ganz allein aus einer Laune heraus mit einem Trampdampfer in die westindischen Gewässer abgegondelt. Coxton hat sich darüber mächtig aufgeregt.“

Der Weidereiter sah sie scharf an.

„Sind Sie gewiß, Miß Light, daß es sich bei dieser Reise nur um eine Laune handelt. Haben Sie das vielleicht noch aus irgend welchen Briefen entnommen?“

Aber damit war er denn doch wohl zu weit gegangen. Miß Lossy Light besann sich darauf, wer sie war. Sie rümpfte das Näschen und der Kopf ruckte in den Nacken, daß die rotblonden Locken nur so flogen.

„Was denken Sie eigentlich von mir, Mister Hawkins? Glauben Sie etwa, ich schnüffle die Post meines Chefs durch? Über Mister Coxtons Angelegenheiten will und darf ich nicht weitersprechen. Noch bin ich bei ihm angestellt, wenn er mich auch behandelt wie einen alten Wandschirm, den man nicht mehr braucht. Und um seine abenteuerliche Nichte mache ich mir Ihretwegen schon gar keine Gedanken.“

„Ich wünschte, Sie wären bei mir angestellt, kleines Fräulein“, murmelte Hawkins, was die erregten Züge Lossy Lights auf der Stelle wieder glätteten. „Seien Sie mir nicht böse, Mißt Light. Wenn Sie wüßten, was ich weiß und um was es geht, so würden Sie bestimmt nicht mit mir armen Weidereiter zürnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der böhmische Zauberkreis.

Johann Wolfgang Goethe und die Sudetendeutschen.

Von Dr. Alfred Semerau.

An einem schönen Septembertag 1827 fuhr Goethe mit Eckermann nach Berka. Im Wagen lag ein aus Binsen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der das Frühstück enthielt und Eckermanns Aufmerksamkeit erregte, weil er sehr malerisch und antik aussah. Goethe sagte, er hätte ihn aus Marienbad mitgebracht, wo es derlei Körbe in allen Größen gäbe, und sich so an ihn gewöhnt, daß er nicht ohne ihn reisen könne. Er sei ebenso praktisch wie schön und ihm besonders auf seinen mineralogischen Exkursionen in den böhmischen Gebirgen zu statten gekommen.

„Dies Böhmen", sagte er, „ist ein eignes Land, und ich bin immer gern dort gewesen." Seit 1785, wo er zum ersten Male mit Freund Knebel in Karlsbad gewesen, fuhr er auch immer wieder, oft zu langem Aufenthalt, nach Böhmen, um in den dortigen Bädern die Kur zu gebrauchen, sich seiner und geistreicher Geselligkeit zu erfreuen, geologische und mineralogische Studien zu treiben und Land und Leute anzusehen. Später wurde ihm der Aufenthalt besonders in Karlsbad deshalb so schätzbar, weil er außer seinem natürlichen Guten noch das politisch Gute hatte, in einem friedlichen Kreise zu liegen, wohin kaum der Nachklang äußerer Widerwärtigkeiten gelangte.

Karlsbad in dem romantischen Tal der Tepl, Marienbad am Kaiserwald, Teplitz im Tal der Biela, historisch wie malerisch gleich anziehend, ihre liebliche Natur, die blauen Berge und dunklen Waldungen zogen ihn immer von neuem zu sich, und „der böhmische Zauberkreis" schenkte ihm auch seine letzte große Liebe, der er in der „Marienbader Elegie" ein unvergängliches Denkmal setzte.

Hier konnte er sich weit ungezwungener als daheim geben, aus dem Trubel des Badelebens sich, wann er nur wollte, zurückziehen und seine eigenen Wege gehen. So zog er, seine Steine sammelnd, umher, betrachtete die alten Burgen, Kirchen und Ruinen, sah den Leuten bei ihrer Arbeit zu und wanderte durch die Felder. Einträchtig und friedlich wohnten Tschechen und Deutsche nebeneinander. Von einer nationalen Bewegung der Tschechen war nicht die Rede, und gemeinsam mit tschechischen Gelehrten betätigten sich deutsche Forscher auf dem Gebiet der tschechischen Volkskunde. Aber Herders Lehre vom Volksgeist, von dem Genius, den jedes Volk besitze, der sein Wesen, seine Geschichte bestimme, der es auf seinem Wege leite, hatte schon Schule gemacht, und so begann man bei den Tschechen Volkslieder zu sammeln, Sprachdenkmäler, Sagen aus alter Zeit zu durchforschen.

Das geschah, ohne daß sich auch nur das geringste Anzeichen damit verbunden oder gar der Wunsch gezeigt hatte, einen nationalen Kampf zu entfachen und einen Gegensatz zwischen Tschechen und Deutschen zu schaffen. Aber bei dieser Tätigkeit erschien doch auch schon ein „Erwecker" wie Wenzel Hanka, der selbst alte Heldengesänge anfertigte und mit seinen Produktionen auch Goethe täuschte, der aber bald durch einen Landsmann gründlich abgefertigt wurde. Goethe selbst, der über die böhmische Poesie schrieb, beurteilte Erzeugnisse wie die des epigonenhaften Halbepikers Ebert nachsichtig und hielt die Chronik, aus der Ebert den Stoff für seine „Wlasta" nahm, für eine ernsthafte historische Quelle.

Goethe trug unbewußt selbst etwas Schuld, daß sich sudetendeutsche Dichter einem nicht nationalen Stoff zuwandten, wie Ebert in der „Wlasta" und dann Meißner im „Ziska" und andere mehr. Er hatte mehrfach erklärt, man solle sich mit heimischen Stoffen beschäftigen. Aber was war ein heimischer Stoff? Man faßte den Begriff Heimat rein geographisch, wußte noch nicht, daß erst die Verbindung von Volk und Heimat ein wirklich Lebendiges ergibt. Da die alten tschechischen Geschichten aus dem Cosmas und dem Hajek von Liebotschau auf böhmischem Boden spielten, zogen die sudetendeutschen Dichter ihre Stoffe daraus. Goethe selbst, durch Hankas Fälschungen getäuscht, übertrug ein „uraltes Gedicht", das nach Stil und Empfindung deutlich seine moderne Herkunft zeigte, unter der Überschrift „Sträußchen" und nahm es in seine Werke auf. Wenn nun der große Dichter sich mit tschechischen Stoffen befaßte, wie sollten da die kleineren sich bedenken, ein Gleiches zu tun? So besangen sie denn in deutschen Versen mit Vorliebe Gestalten und Ereignisse aus der tschechischen Sage und Geschichte, mit dem deutlichen Bemühen, auch richtig tschechisch zu empfinden; sie ergriffen auch für die tschechische Sache Partei und fanden in ihrer Unkenntnis der Dinge sogar manches harte Wort für die deutschen „Eindringlinge".

In einer anderen Weise wurde Goethe der geistige Erwecker und sittliche Erneuerer des Sudetendeutschtums. Während er in der Auseinandersetzung mit der Fremdherrschaft die Nation zu vergessen schien, führte er doch wieder, nur auf einer höheren Ebene, auf sie zurück, indem er innere Freiheit und Begeisterungsfähigkeit, die beiden Pfeiler allen völkischen Lebens, lehrte. Da die so unvermittelt einander folgenden Gegenreformation und Aufklärung den gottsuchenden Menschen keine Antwort gaben, mußte etwas Neues kommen, das die Mischung beider Gegensätze nur wieder Gegensätze erzeugt hätte. Die stille nachdenkliche Art des Sudetendeutschtums ließ sich ihr Denken weder von geistlichen Eiferern noch von gottleugnenden Spöttern vorschreiben, es hielt sich auch hier an Goethe, der auf sudetendeutschem Boden in seiner Marienbader Elegie den bekümmert Suchenden sagte:

> In unsers Busens Reine wohnt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten.
> Wir heißen's: Fromm sein.

Die Menschenopfer der Azteken.

Der Tod auf dem Opferstein war Religion.

Von Thomas Gann.

Ein guter Sachkenner der mexikanischen Kulturen, der kürzlich verstorbene Thomas Gann, kommt im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, soeben mit einem Buch „Götter und Menschen im alten Mexiko" zu Wort, das auf Grund der letzten Ausgrabungen in interessanter Weise die Kultur Mexikos vor der Berührung mit Europa schildert. Wir bringen mit freundlicher Genehmigung des Verlages einen Vorabdruck.

Die im alten Mexiko verehrten Götter sind von so grundverschiedener Natur, daß sie wohl sicher aus zwei getrennten Kulturen stammen dürften, einerseits von den kriegerischen, halbwilden Chichimekenstämmen, die aus dem rauhen Norden hereinbrachen, andererseits von den friedlichen, seßhaften Ackerbauvölkern der Hochfläche, die von jenen überrannt wurden.

Die Götter der Eindringlinge waren grausam, unbarmherzig und blutdürstig. Sie ließen sich nur durch Leiden, Folterqualen und eine ständige Folge von Menschenopfern besänftigen. Die höchsten Gaben, mit denen sie ihre Anhänger beschenken konnten, waren Geschick und Erfolg im Krieg und auf der Jagd, Tapferkeit vor dem Feind und die Fähigkeit, auch das Schwerste mit Gleichmut zu tragen. Die Götter der gesitteten seßhaften Stämme des Hochlandes andererseits waren zumeist Ackerbau- und Naturgottheiten, die auf mancherlei Weise mit dem Wachstum der Feldfrüchte, insbesondere des Maises, zu tun hatten. Wir finden also Himmels-, Wind-, Regen- und Gewittergötter, sowie solche, die Witterungsumschläge herbeiführen konnten, durch die das Korn günstig oder ungünstig beeinflußt wurde. Diese Götter, die sich zumeist gnädig zeigten, manchmal aber auch eine Doppelpersönlichkeit — eine gütige und eine zürnende Seite — entfalteten, verabscheuten Menschenopfer und Blutabzapfungen. Für die Zuwendung ihrer Huld forderten sie nur Blumen und die Erzeugnisse der Scholle.

Die Chichimeken übernahmen nach der Besiegung der gesitteten Stämme eine Anzahl von deren Göttern. Wahrscheinlich glaubten sie, die höhere Kultur der Unterworfenen, die sie bewunderten und sich bald anzueignen begannen, sei in gewissem Maße ein Ausfluß der Gnade ihrer Gottheiten. Aber die Verehrung der neuen Götter mußte ganz natürlich die Priester der alten Stammesgötter eifersüchtig machen.

Um daher nichts von ihrem Ansehen einzubüßen, statteten sie wahrscheinlich ihre eigenen Götter mit vielen Eigenschaften der neuen aus, und die Diener dieser letzten wiederum verliehen ihnen einige von den männlicheren Eigenschaften der alten Götter. Im Lauf der Zeit wurde die Zahl der Götter so gut wie unbegrenzt. Es gab etwa ein Dutzend Hauptgötter und daneben ein ganzes Heer von niederen, die die mannigfachen Seiten des Geschicks und der Betätigung der Menschen sowie die Naturerscheinungen beherrschten. Jeder Geschäftszweig, Stand und Beruf hatte seinen eigenen Gott, wie auch jeder Berg, See und Bach. Schließlich besaß sogar ein jeder Haushalt seine besonderen Hausgötter.

Der große Tempel Huitzilopochtlis in Tenochtitlan war das Allerheiligste der Azteken. Er ist ein Doppelbau; eine Hälfte war der Verehrung des Kriegsgottes geweiht, die andere der Tlalocs; jede beherbergte das Bild des Gottes, der dort herrschte. In einem breiten offenen Hof vor der Tempelmauer ragte im Blickfeld der versammelten Volksmenge der Opferaltar auf, ein großer rechteckiger Steinblock mit gewölbter Oberseite, auf der man den Menschen ausstreckte, der dem Gott geopfert wurde. Vor den Eingangspforten des Tempels stand ein Gerüst, auf dem die Schädel der früheren Opfer aufgeschichtet waren; wohl nicht gerade ein erhebender Anblick für die, denen man dasselbe Schicksal bereiten wollte.

Die Menschenopfer, die bei den ersten Chichimekenstämmen verhältnismäßig selten gewesen waren, hatten bis zur Regierung Montezumas II. gewaltige Ausmaße angenommen. Es wird berichtet, bei der Einweihung des großen Tempels Huitzilopochtlis seien nicht weniger als 20 000 Mann abgeschlachtet worden. Es erscheint kaum glaublich, daß sich eine derartige Heerschar von Opfern willig zum Opferstein hat führen lassen sollen, und es war beinahe schon eine Leistung, die Leichen, die wahrscheinlich an die 150 Tonnen wogen und eine Gefahr für die Volksgesundheit werden konnten, ordnungsgemäß wegzuräumen. Die Tatsache indessen, daß die Eroberer allein in einem einzigen Tempel auf den dafür vorgesehenen Gestellen 136 000 Schädel zählten, läßt 20 000 Opfer bei einer besonderen Gelegenheit nicht als Übertreibung erscheinen.

Dieses unheimliche Anschwellen der Zahl der Menschenopfer erklärt sich einmal durch die wachsende Beliebtheit, deren sich der Kult dieses Gottes erfreute, und ferner durch die Bevölkerungszunahme der Nachbarstämme, die eine größere Anzahl von Kriegsgefangenen für Opferzwecke ermöglichte. Man muß sich ja bei der Beurteilung der Menschenopfer immer vor Augen halten, daß die Einstellung der Mexikaner in dieser Hinsicht eine andere war als die unsere. Der Opferstein war das natürliche, ehrenhafte Ende für einen tapferen Krieger. Von ihm aus stieg sein Geist empor, um sich zum Sonnengott auf seiner täglichen Wanderung durch den Himmel zu gesellen. Wäre er nicht in der Schlacht gefangengenommen worden, würde er sicher erschlagen worden sein, so daß sein Tod also lediglich um ein paar Tage oder Wochen hinausgeschoben und auf jeden Fall nicht weniger ehrenhaft war, als wenn er auf dem Schlachtfeld gefallen wäre.

Es kam gar nicht selten vor, daß ein gefangener Krieger den Opferstein der Freilassung vorzog; er wußte, daß sein Leben einen heldenhaften Abschluß fand, und daß er sich damit einen Platz im Paradies der Sonne sicherte.

In allen Fällen, in denen das Opfer die Gottheit verkörperte, wurde der Betreffende mit der Ehrerbietung behandelt, die man der Gottheit selbst bekundet haben würde. Man beherbergte ihn aufs prunkvollste, setzte ihm die köstlichsten Speisen vor, kleidete ihn in prächtige Gewänder und suchte ihm aus den schönsten Jungfrauen Gemahlinnen zu kurzer Ehe aus. In seinen Mußestunden rauchte er Tabak und sog den Duft von Blumensträußen ein, was bei der mexikanischen Lebewelt den Höhepunkt des Genießertums dargestellt zu haben scheint.

In jedem Falle suchten die Priester zu erreichen, daß der zu Opfernde sein Schicksal — wenigstens scheinbar — willig, ja freudig trug, was sie dadurch zuwege brachten, daß sie ihn entweder in einen derartigen Zustand religiöser Verzückung brachten, daß er jegliches Los jubelnd auf sich genommen hätte, oder — bei stureren Opfern — mit irgendeiner giftigen Droge oder einem tüchtigen Schluck Pulque nachhalfen.



Bunte Chronik



Zu kalt für Nacktkultur!

Im Staate New Jersey, in der Stadt Stockholm, tagte der nationale Nudistenkongreß. Die zünftige Kleidung der Kongreßteilnehmer bestand in der völligen Abwesenheit von „unnatürlichen Bekleidungsstücken". In Reden wurde der Fortschritt der „nackten Gesinnung" gefeiert. Als besonders erfreulich wurde die Tatsache hingestellt, daß die Kleidung der Frauen immer sparsamer werde. Noch einige Schritte und man könne damit rechnen, daß man auch die Frauen für die Nacktkultur gewonnen hätte.

Die Versammlung dauerte mehrere Tage. Es stellte sich ungünstiges Wetter ein, so daß die Kongreßteilnehmer teilweise mit schlotternden Knien und klappernden Zähnen die Lobpreisungen des nackten Lebens anhören mußten. Es wurde schließlich so kalt, daß unter den Nudisten sich eine Art Revoltestimmung regte. Da entschloß sich der Vorstand schmerzerfüllt die Erlaubnis zum Kleidertragen zu geben. Die Kälte war unerträglich geworden. Jetzt sang man das Lob des paradiesischen Lebens in warmen Kleidern.

Augenwimpern — mit Goldstaub gepudert.

Die Damen der Pariser Gesellschaft haben sich einer neuen, bisher kaum dagewesenen Mode zugewandt. Sie pudern ihre Augenwimpern und Augenbrauen mit Gold- oder Silberstaub. Das soll dem Auge „ein festliches Aussehen" verleihen. Man hatte auch versucht, die Wimpern und Brauen mit blitzendem Diamantenstaub zu bestäuben. Diese Mode erwies sich jedoch als unpraktisch. Durch den Diamantenstaub wurden in den Augen schwere Entzündungen hervorgerufen, so daß man sich jetzt ausschließlich auf Gold und Silber geeinigt hat.

Ein Wunderbaum in Kanada.

In der Provinz Neubraunschweig in Kanada bildet ein Wunderbaum für die Touristen eine starke Anziehungskraft. Dieser Baum trägt nämlich 62 verschiedene Früchte. Vor etwa zwölf Jahren begann der Farmer mit seinen Kreuzungsexperimenten. Im Jahre 1933 konnte er von seinem Wunderbaum, den er immer mit neuen Schößlingen veredelt hatte, bereits 50 Apfelsorten ernten. Heute beträgt die Zahl der Apfelsorten bereits 60. Außerdem sind an dem Baum zwei verschiedene Birnensorten zu sehen.



Lustige Ecke





Der Ziehmann schlafwandelt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.